

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Klausenhofbur. Schwarzwald-Erzählung von Hans Brandeck

[urn:nbn:de:bsz:31-337736](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337736)



Der Klausenhofbur.

Schwarzwald-Erzählung von Hans Brandek.

Auf dem hinter der Kirche gelegenen Friedhof umstand die große Trauerversammlung ein offenes Grab. Eben hatte der Priester mit dem Mesner und den Ministranten den Friedhof verlassen, und nun drängten sich erst die Kinder herbei, dem Toten zum letztenmal das Weihwasser zu geben, dann die andern Leute aus dem Dorfe, die es eilig hatten, wieder zu ihren Geschäften zu kommen. — Die Verwandtschaft und die näheren Bekannten des Verstorbenen waren etwas zurückgetreten; die Sitte erforderte es, daß sie noch ein Viertelstündchen am Grabe zu weilen hatten.

In der vordersten Reihe dieser Gruppe standen zwei Personen, die das Interesse des Beobachters zuerst in Anspruch nahmen; der eine jung, stattlich gewachsen, eine aufrechte Gestalt, das bartlose Gesicht besonders interessant gemacht durch zwei lebhaft, dunkle Augen, aus denen er von Zeit zu Zeit Blicke des Dankes auf die Vorübergehenden warf, die dem Toten ein stilles: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“ ins Grab beteten, den Sarg mit Weihwasser besprengten und dann weiter schritten in den Gräbereihen, dem Ausgange zu. Neben ihm ein in sich zusammengesunkener Mensch mit struppigem Haupt- und Barthaar, blöden Augen und breitem Munde. Er sah teilnahmslos vor sich hin, lächelte von Zeit zu Zeit ohne äußeren Grund und bewegte dann wieder stumm die Lippen im Gebete.

Nachdem die andern Leute sich entfernt

hatten und nur noch die Leidtragenden zurückgeblieben waren, trat der hochgewachsene junge Mann an das offene Grab, besprengte es langsam und gemessen mit geweihtem Wasser und warf drei Schaufeln Grund auf den Sarg hinunter. Dann reichte er den Kleinen Spaten dem Manne mit den blauen nichtsagenden Augen und sagte halblaut: „Da, Peter, tu dem Vater die Erdgab, daß er seine selig' Ruh' hat in der Ewigkeit!“ Der Angeredete gehorchte schweigend, und nach ihm ergriff jeder der Anverwandten und Nächstbekannten die Schaufel, um dem Toten den letzten Dienst zu erweisen, auf daß von liebender Hand gestreute Erde den Heimgegangenen decke.

Der Totengräber kam näher, zog seinen Kettel aus und hing ihn an ein benachbartes Kreuz.

Das war für die Leidtragenden das Zeichen zum Aufbruch. Das Totenopfer war vor der Beerdigung schon gehalten worden, und so gingen die Hinterbliebenen vom Friedhof weg gleich ins Wirtshaus, wo ihrer, wie das im Schwarzwald so Sitte ist, ein reichliches Mahl wartete, das sogenannte Leichenessen, so geheiß, weil es sich an den Beerdigungs- oder Leichengang anschließt.

Bei diesem Leichenessen weiht man dem Verstorbenen erst einen stillen Trunk, spricht auch eine Zeitlang von seinen Eigenschaften und seinem Lebensgange; später geht man zu seiner Hinterlassenschaft über und kehrt damit vom Gewesenen zur Gegenwart zurück.

Hier gab es freilich nicht viel vom Erben zu reden. Der Klausenhofbauer, den man zur letzten Ruhe gebettet, hatte gar kein unbeträchtliches Vermögen hinterlassen, allein seine Habe ward nicht geteilt, sie blieb in einer Hand.

Zwar waren es eigentlich zwei Erben, jedoch zählte der eine davon nicht vollgültig mit, es war jener Mann, der so blöde und interesselos vor sich hinsah, der Klausenhofpeter.

Es war im Spätsommer. Auf den Feldern galt es die Gerste heimzutun, und auch sonst wäre diese und jene Arbeit zu erledigen gewesen. Man ging aber doch erst auseinander, als sich die Sonne schon neigte, denn der neue Klausenhofbauer, Konrad Bachegger, ließ immer wieder die weitbauchigen Weinkaraffen mit dem würzigen Ortenberger füllen. Zuletzt ward es noch recht lustig, und der Hinterskircher Sepp, ein naher Verwandter des verstorbenen Klausenhofers, hatte ein paarmal ansetzen wollen zu singen:

„Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus“; weil ihn aber sein Weib mit Aufbietung aller Autorität jedesmal mahnte: „Halt 's Maul, Alter! Bist ja bei einem Leicheneffen und nit bei einer Hochzeit!“ so blieb es allemal beim Ansatz. Wäre es nicht seit altersher so gewesen: bei einem Leicheneffen soll man kein Licht anzünden, so wäre man vielleicht bis spät in die Nacht beisammen gessen und der Hinterskircher Sepp hätte seiner Sangesfreude wohl noch die Zügel schießen lassen dürfen.

Ein größerer Trupp machte den Heimweg gemeinschaftlich auf einem Sträßchen dahin, das sich durch ein gewundenes Thal schlängelte.

Es ging nicht sehr scharf, aber gleichmäßig bergauf, bis man auf einer Sattelhöhe angekommen war. Dort verzweigte sich das Sträßchen, und hier nahmen die letzten Abschied voneinander. Konrad Bachegger und der vom Wein ganz mitgenommene Klausenhofpeter gingen allein ihrer Behausung zu, die man in einiger Höhe schon liegen sah, aber es war wohl noch ein Viertelstündchen dahin, bis es die Steigung erreichte.

Konrads Gedanken gingen in die Zukunft; der blöde Peter folgte hinten nach, es wollte in seinem Zustande nicht recht vorwärts gehen, er brauchte die ganze Breite des Weges und schoß, halblaut vor sich himmurend, von einem Straßenbord zum andern.

Der Andere kümmerte sich weiter nicht um ihn. Die Pläne über kommende Zeiten gingen ihm durch den Kopf. Der Vater, noch ein rüstiger Mann in den ersten sechziger Jahren, war fast plötzlich gestorben, zwei Tage bettlägerig und dann auf einmal tot. Wer hätte noch in der vergangenen Woche so was denken mögen: der weithinbekannte Klausenhofbur — ein Gewesener.

So ist halt der Lauf der Welt: Heute rot und morgen tot!

Und der jetzige Herr auf dem Klausenhofe ist Konrad Bachegger.

Ganz unbeschränkt? Nein, denn der da hinten torkele nachfolgt, hätte auch noch ein Wörtchen dreinzureden in Sachen des Klausenhofs, wenn er richtig beisammen wäre. Nun, für den Konrad ist es ja ganz gut, daß der Peter nicht richtig beisammen ist, sonst hieße der jetzige Besitzer des stattlichen Gehöftes da droben Peter Spiegelhalter und nicht Konrad Bachegger.

Vor vierzig Jahren war's. Da hat der alte Klausenhofbur Johannes Spiegelhalter, schon ein gebrechlicher Mann, nochmals geheiratet, nachdem sein erstes Weib kinderlos gestorben gewesen, und zwar, trotz allen Abredens, sein junges Bäschen Marianne vom Tiefgrundhose. Nicht lange, so war ein Kind da, der Peter, aber man sah bald, daß es nichts Gesegetes sei. Ein Jahr später starb der Klausenhofbur, und die junge Witwe erforderte nach Umlauf des Trauerjahres als seinen Nachfolger den schönsten Burschen im Kirchspiel, den Bacheggertoni von der Spitzwaldmühle drüben. Aber auch dieser Ehe war kein Bestand gegeben, denn die Bäuerin starb schon bald. Ihrem Manne hatte sie das ganze auf sechzigtausend Gulden bewertete Anwesen zuschreiben lassen, mit der Bedingung, daß ihrem Buben aus erster Ehe, dem blöden Peterle auf Lebzeiten zehntausend Gulden verbleiben und das Anrecht auf die zwei vorderen Stuben. Nach ihrem Tode suchte sich nun der reiche Bacheggertoni ein anderes Weib; war sie auch nicht mehr jung, so brachte sie doch ein erkleckliches Heiratsgut mit auf den Hof, und der junge Klausenhofbur konnte sich rühmen, seinem Einzigen, dem Konrad, dereinst das schönste Anwesen hinterlassen zu können.

Der Konrad war jetzt so weit. Er konnte seinen Besitzstand auf mehr als zweimal-

hunderttausend Mark schätzen. Was war dagegen das verbrieft Vermögen des Peter, das inzwischen auf 17360 Mark umgeschrieben worden? Allein, sein Recht auf die beiden vorderen Stuben! Bisher hatte diese natürlich der Vater bewohnt, und der Peter mußte schon in den Knabenjahren in einer Nebenkammer schlafen. Jetzt aber wohnte der Besitzer des Hofes zu Unrecht in den vorderen Stuben. Über diese Sache war beim Leichenessen gelegentlich gesprochen worden; natürlich dachte auch die Sippe vom Liefgrundhose, also die Verwandten der Mutter des Peter, nicht im Ernste dem blöden Menschen die beiden schönsten Stuben im Hause zuzusprechen und den Bur mit seinem spätern Weibe ins Leibding zu setzen. Aber den Konrad hatte die Rede darüber geärgert, und der Unwillen darob stieg jetzt wieder in ihm auf. Jedes Kind konnte ihm vorwerfen: „Klausenhofbur, mißachtetest das verbrieft Recht des Peter Spiegelhalter?“

Er blieb eine Weile stehen. Hinter sich hörte er die torkelnden Schritte des Nachkommenden. Konrads Atem ging schwer, seine Schläfen hämmerten, und im Kopfe jagten die wirren Gedanken.

Dann ging er schnell weiter. Ach was! Ein vernünftiger Mensch wird einen Pfiff tun auf so ein verbrieftes Recht. Und gar so lange wird's mit dem Peter auch nicht mehr dauern; derartige Halbnarren werden gewöhnlich nicht alt, und der Vater hatte schon immer gesagt, wenn Konrad sich über den gelegentlichen Starrsinn oder den Jähzorn des Blöden giftete: „Laß ihn! der stürzt doch einmal irgendwo herunter und ist tot!“

Das Sträßchen war jetzt ziemlich hoch über dem Taleinschnitt; unten rieselte der Bach. Zu dieser Jahreszeit führte er nicht viel Wasser, und an manchen Stellen war das felsenumsaumte, geröllreiche Bett fast völlig trocken. Gegen den steilen Abfall der Halde hatte man den Weg durch granitene Bordsteine geschützt.

Dem Konrad ging jetzt ein anderer Gedanke durch den Kopf. Im Dorfe drunten war des Sägemüllers Lene das stattlichste Mädchen weit und breit, und hübsch reich dazu. Der Konrad hatte ein Auge auf sie geworfen. Aber die Lene mochte nie viel von ihm wissen, und zu ihren Freundinnen hatte sie gesagt: „Auf den Konrad Wachegger

schau ich nit; ich möcht nit Bür werden auf seinem Hof. Schon wegen dem Klausenhofpeter nit, den man im Haus haben muß. Vor dem Menschen hätt ich Angst, und kein' Stund tät mich da droben 's Leben freuen!“ Diese Rede war damals zu Ohren des Konrad gekommen. Er ärgerte sich wohl, dachte aber nicht lange daran. Denn der Vater hatte noch keine Lust abzugeben und meinte: „Hast in ein paar Jahren noch Zeit, daß Dich um eine Bür umschaust. Ich halt nit grad viel von jungen Heiraten, und auf dem Hof geht's vorerst noch seinen rechten Weg!“ So war's damals gestanden.

Jetzt aber, jetzt mußte der Konrad um eine Hausfrau Umschau halten. Und da kam für ihn keine andere in Betracht als des Sägemüllers Lene. Der aber war der Peter im Weg.

Konrad stand wieder still und wendete sich um. In der Dunkelheit sah er den schwachsinnigen und jetzt berauschten Menschen dahervankeln. Des Peters Unsicherheit auf den Beinen wurde immer schlimmer. Jetzt rannte er gar gegen einen der Bordsteine und blieb eine Zeitlang auf ihm liegen, ungeachtet der gefährlichen Nähe des steilen Abfalles. Konrad hatte dies gesehen. Wenn er hinuntergestürzt wäre, der Peter? Wenn einer da abstürzt, kann's ihm schon einen Treß geben.

Und plötzlich, da ist dem jungen Hofbur ein Gedanke in den Kopf gekommen. Wenn der Peter vorhin da hinuntergefallen wäre und man hätte ihn als Leiche heraufholen müssen, was Besonderes wäre daran? Und wenn er nun wieder schwankt, dort vorne, wo der Abfall nahezu senkrecht und die Felsen besonders schroff sind? Wenn er gerade an jener Stelle zu nah an den Rand kommt?

Der Peter ist wieder auf den Beinen. Der Konrad schimpft auf ihn und bleibt an seiner rechten Seite. Sie gehen ziemlich weit links, so daß der Peter kaum an den Bordsteinen vorbeikommt. Trotz seiner Blötheit merkt er die gefährliche Nähe des Abgrundes und will immer hinter dem Konrad zur Straßmitte steuern; dieser aber sucht das jedesmal zu verhindern. Jetzt sind sie an jener Stelle, und richtig, der Peter schwankt. Aber er taumelt nicht links, sondern rechts an die Schulter des andern, der stark und fest neben

ihm hergeht. Allein, warum faßt dieser den Unsihern nicht schützend am Arm und entzieht ihn der Gefahr? Warum tut er eine Gegenbewegung nach links? Warum?

Schon ist's geschehen. Lautlos sank der unbeholfene Peter zwischen zwei Bordsteinen hindurch in die Tiefe; ein kurzer, dumpfer Aufschlag, noch das polternde Geräusch nachrollenden Gesteins, und dann ist alles still. Kein Laut weiter in der Munde als das Gurgeln des Wassers im Bache.

Konrad Bachegger flieht vorwärts. Eine Wegbiegung, da sieht er in kaum fünf Minuten Entfernung das Licht in der vorderen Stube seines Hofes herleuchten. Jetzt gehört sie ihm, die vordere Stube, ganz ihm. Aber plötzlich bleibt er stehen und lauscht. War ein Laut hörbar geworden, oder täuschte ihn sein Ohr? Er geht zurück, jeweils zwei bis drei Schritte, dann horcht er wieder in die Nacht hinein. Nichts regt sich, nur der leise Abendwind bewegt die Äste der Tannen, und das Herz des Mannes schlägt pochend.

Jetzt ist er an der Unfallstelle und späht hinunter. Es ist dunkel da in der Tiefe, man sieht nichts.

„Peter?“ Es ist ein halb unterdrückter Ruf, halb Zuversicht, halb Bangen. Und eine Stimme in der Brust des Rufenden läßt sich vernehmen: Wenn er doch Antwort gäbe!

Aber kein Laut. Und im Lauschen spricht eine andere Stimme: Es ist fertig. Die zwei vorderen Stuben sind wirklich dein. Und das Geld dazu. Nein, wegen dem Geld hast es nit getan. Ganz sicher nit! Aber wegen der Lene. Ob sie jetzt wohl immer noch nit Klausenhofbüre werden möcht?

Jetzt schallte es lauter durch die Nacht. „Peter, Peter!“ Und nochmal: „Peter!“

Vielleicht hörten's seine Leute auf dem Hofe; sie sollten es ja hören; drum rief er zehnmal, zwanzigmal und immer wieder eindringlicher: „Peter! Peter!“

Eine Weile hernach kam er auf den Hof und rief seine Knechte heraus: „Bringt Laternen! Von dem Peter, der zu viel Wein trunken hat, seh' und hör' ich nix mehr. Immer ist er so zwanzig, dreißig Schritt hinter mir drein. Auf einmal, wie ich wieder nach ihm hör, da ist's still. Ich mein', er sei im Rausch umg'fallen und läg' auf dem Weg; drum lauf' ich z'ruck, find' aber nix

von ihm. Jetzt helfst suchen; er wird doch nit in Bach abg'stürzt sein! Grad heut', wo man erst den Vater aus dem Haus tan hat!“

Sie gingen alle fort, um den Vermißten zu suchen, der Oberknecht und Bachegger oben auf dem Sträßchen, indem sie laut den Namen des zu Suchenden riefen, der Pferdeknecht, der Rühfütterer und der Hütebub aber schritten mit ihren Laternen am Bache hin im Talgrund.



Nach einer Viertelstunde hatten ihn die drei gefunden, still und tot. Vom Absturze auf einem der großen Steine des Bachufers war ihm die Schädeldecke total zertrümmert. Der Tod mußte alsbald eingetreten sein. Man trug den Toten auf den Klausenhof und bahnte ihn in der vorderen Stube auf.

Auf Geheiß der alten Fine, die des alten Bacheggere Haushälterin gewesen, seit des Konrads Mutter tot war, versammelte sich das Gesinde vollzählig um die mit einem weißen Tuche überdeckte Bahre, zu deren Füßen ein Weihwasserglas mit eingetauchtem Buchszweiglein gestellt war, und mit halblauter Stimme beteten alle auf den Knien einen Rosenkranz. Nur der Bur saß vorn am Tische, über dem die Erdöllampe brannte, und betete murmelnd mit. Er war sehr blaß.

Und als die Fine, aus einem alten Gebetsbuche, das seit urdenklichen Zeiten im Hause nur bei Todesfällen benützt wurde, die

Kitanei für die Abgestorbenen vorbetend, an die Stelle kam: „Herr, der du es in deinem unerforschlichen Ratschlusse für gut befunden, ihn unversehens aus dieser Zeitlichkeit abzuzurufen“, da zuckte der Konrad leise zusammen, und das „Erbarne dich seiner, o Herr!“ wollte ihm nicht über die Lippen gehen. Aber niemand achtete dessen. Die Betenden waren tief in Andacht versunken.

Bei der Beerdigung des Klausenhospeters fand kein Leichenessen statt.

Die Gerichtsbehörde bekümmerte sich zwar um diese Angelegenheit; allein es lag kein Grund vor, etwas anderes als einen Unglücksfall anzunehmen. Einige Leute, besonders die vom Tiefgrundhose, machten zwar dem Konrad den Vorwurf, er hätte den Betrunknen führen müssen, obwohl sie in der Tiefe ihres Herzens froh gewesen, daß das unglückselige Lebewesen aus der Welt war, aber der junge Klausenhosbur entkräftigte ihre Vorhalte: „Ja, wenn man das hätte denken können! Ich hätte ihn schon g'führt. Nein, da ist der Fehler g'macht worden, daß man ihn hat so viel trinken lassen. Aber ihr selber seid's ja g'wesen, die ihm immer wieder das Glas g'füllt haben! Mit einmal halber so viel hätte er trinken dürfen!“

Und so blieb die Angelegenheit auf sich beruhen.

Der Herbst war ins Land gezogen. Nachdem die Feldarbeit beendet, wollte der Klausenhosbur noch ein Stück Wald, nächst dem Hause, urbar machen, um dort eine Jungviehweide anzulegen. So war es vor Zeiten schon im Arbeitsplan des alten Wacheggens vorgesehen gewesen. Die Waldparzelle gehörte zu den ältest beforscteten Gebieten des Hofbesitzes, ja vielleicht des ganzen Bannes und barg eine größere Anzahl Riesentannen, Stämme bis zu 1,30 Meter Dicke und 35 Meter Höhe. Solche gewaltige Bäume zu fällen, war keine Kleinigkeit. Dem Konrad hatten sich dafür geübte Holzhauer aus dem nördlichen Schwarzwald, die alle Jahre ein paar Monate im Bezirke arbeiteten, angetragen, da ihnen der verstorbene Klausenhosbur das Geschäft so halb versprochen hatte. Aber sein Sohn meinte, er und die Knechte könnten den Fäll- und Aufmacherlohn über die stille Winterzeit auch verdienen, und sie nahmen die Arbeit alsbald in Angriff.

Anfangs ging auch alles gut; als aber eines Tages wieder so ein gewaltiger Baumriese zu Fall gebracht werden sollte, da eignete sich ein böses Unglück.

Der Baum war einen Schuh vom Boden entfernt stark eingesägt. Man hatte um den Stamm in ziemlicher Höhe starke Seile geschlungen, und je zwei Mann zogen daran, so, daß bei normalem Fall der Riese zwischen ihnen zu Boden stürzen mußte. Auf diese Art hatten die Männer schon eine ansehnliche Zahl Bäume umgelegt. Diesmal aber schien das Einsägen des Stammes nicht sorgfältig und gleichmäßig genug vorgenommen worden zu sein, denn wie der gewaltige Baum sich neigte, splitterte er und riß auseinander, da sein Inneres nicht mehr recht gesund war. Einer der Splitter sprang zur Seite und traf das linke Männerpaar der Ziehenden; sie wurden zu Boden geschlagen.

Als ihnen die andern zu Hilfe eilen konnten, fanden sie den einen tot, den zweiten mit doppelt gebrochenem Arme vor. Der Tote war der Pferdeknacht, ein braver Mensch. Er stammte aus dem Elztale und hatte den größten Teil seines Lohnes der Mutter heimgeschickt, die eine Witwe war und sich mit den jüngeren vier Kindern kümmerlich durchs Leben schlug. Der Mann mit dem gebrochenen Arm war der junge Klausenhosbur selber.

Zunächst kamen dem Wachegger die Gendarmen ins Haus, nahmen seine Aussagen zu Protokoll und verhörten die beiden anderen Augenzeugen. Gerichtlicherseits erhob man gegen ihn den Vorwurf, daß er eine solche Arbeit nicht ohne sachkundige Beihilfe hätte ausführen dürfen und es auch überdies an der nötigen Vorsicht habe fehlen lassen; nur dem Umstande, daß er bei dem Unfall selbst erheblich verletzt wurde, war es zuzuschreiben, daß er mit einer Verwarnung davontam.

Die Heilung des gebrochenen Armes ging sehr langsam vor sich. Den ganzen Winter saß der Konrad am großen Ofen in der vorderen Stube und sann vor sich hin. Oft zuckte er zusammen und schaute sich dann mit glasigen Augen um. Aber die Stube war leer, und keine Währe stand dort. Dann schlug er mit der Faust des gesunden Armes zornig auf den Tisch, stand auf und ging mit großen Schritten in der Stube umher; aber nicht über die Mitte führte dabei sein Weg, die nied er merkwürdig.

„Was nur der Dur hat! Er ist gar nit mehr so wie zu seines Vaters Lebzeiten!“ meinte einmal die Zweitmagd zu der alten Fene.

„Was fragst noch? 's ist wäger kein Wunder, wenn einer ein anderer wird. Meinst, das tut nit im Kopf so hin und her, das mit dem Friedr? Und der Brief, den ihm d' Mutter aus dem Biederbach geschrieben hat! Ich hab' ihn heimlich g'lesen, wie er ihn auf dem Tisch hat liegen lassen, wo grad der Metzgerbasche vom Städtle kommen ist und den lahmen Dohs b'schauen wollt. Da mußt grad' heulen, daß dir's Wasser auf's Brusttuch abelauf!“

Die Arbeit des Holzfallens war sechs Wochen lang eingestellt gewesen. Dann kamen die Holzmacher aus dem unteren Gebirge und führten das Geschäft flink und glatt zu Ende.

Während der Zeit, da der Klausenhof Bett und Zimmer hüten mußte, kamen auch seine Verwandten, den üblichen Krankenzubesuch zu machen. Sie brachten mancherlei Ratschläge mit.

Die alte Spitzwaldmüllerin, eine Schwester seines Vaters, redete ihm besonders eindringlich zu.

„Wie ist's jetzt mit dem Arm? Gut ist's, wenn alles recht verheilt und dir kein Schaden bleibt! Hätt'st es aber auch nit tun sollen. Einer, der's so machen kann wie du, sollt' kein Holzhauer sein. Hast es ja vom Vater selig aus nit nötig, und dann noch dem Peter sein Sach'. Nun, wirst dir's merken für später. So ist's halt, wenn ihr Männerleut nur immer nach eurem Kopf tut und nit ein Weibervolk um euch habt, die mal sagt zur rechten Zeit: Radle, das tußt nit, oder das tußt! 's ist drum höchste Zeit für dich, daß dich umlugst. Ich wüßt schon eine für dich, das wär' die recht, und auf den Hof tät sie passen wie keine!“

„Was für eine meint Ihr da, Betterbas? Kenn' ich sie?“

„Freilich kennst sie, Radle! Des Sägers Lene ist's!“

Über das Gesicht des Bacheggers ging's wie Sonnenschein. „Das wär' schon die Rechte. Aber ob sie auf den Klausenhof geht, Betterbas?“ fragte er, einen schnell auftauchenden Gedanken zurückdrängend.

„Warum nit gar? Das Maidle möcht' ich

sehn, das nit auf den Klausenhof wollt'? Ich will mal mit der Sägerin reden. So lang dein Arm nit heil ist, kannst ja doch nit ins Dorf runter. Und wenn ich mit der Sägerin g'redet hab, sag ich dir B'scheid. Verstehst, Radle? Und ich sag' dir nochmal, das wär' die Recht'!“

Der Winter zog dahin; St. Josephstag war gekommen, ein Fest, das dem Volk auf dem Schwarzwald besonders heilig ist, und selten findet man eine größere Familie, in der des Nährvaters Name nicht vertreten ist. Es ist aber auch so eine Art Frühlingstag. Freilich, in den hochgelegenen Waldgebieten denkt um diese Zeit der Schnee noch nicht an die Abreise, aber die Staren sind zumeist doch schon da, und wo eine sonnige Halbe die weiße Winterdecke abgelegt hat, da blühen wohl Schneeglöckchen und Gänseblümchen.

In diesem Jahre hatte es freilich in der Nacht zum Josephstage noch einmal tüchtig geschneit, so daß es fast nötig gewesen wäre, wieder den Bahnschlitten zu führen.

Als der Konrad Bachegger aus dem Hause schritt, um den etwa einstündigen Weg zur Kirche anzutreten, lag die ganze Pracht eines Wintertages im Schwarzwald vor seinen Blicken.

Ringsum alles weiß. Nur die Tannengipfel der weiten Wälder ragen etwas dunkel aus dem reinen Weiß der Schneedecke. Aber die Äste dieser Bäume senken sich tief hernieder ob der weißen Last. Dort in der Ferne steigt ein blaues Rauchwölkchen zum morgensklaren Himmel auf, einige hungrige Gelfinken flattern aus dem Geäste der Bäume, sonst fast kein Lebenszeichen weit in der Runde. Doch! Jetzt schwingt sich von der Ferne her leise, aber feierlich der Ton einer Glocke über Tal und Berge. Es ist das Erstläuten vom Turm der Kirche drunten, das die frommen Peter zum feiertäglichen Gottesdienste ruft. Und die meisten, die es vernehmen, gehorchen seinem Mahnen. Denn das Wäldervolk besitzt einen tiefreligiösen Sinn und ein gläubiges Gemüt.

Der Klausenhofbur mußte seinen Arm noch in der Schlinge tragen, und der Doktor hatte bei seinem letzten Besuche gemeint, das Glied bedürfe noch lange Zeit einer gewissen Schonung, werde auch kaum mehr wieder so kräftig und leistungsfähig werden, wie es ehemals gewesen.

Nach dem Hochamt ging der Bachegger das Thal abwärts. Etwa zehn Minuten vom Kirchdorfe entfernt lag die Säge. Die war sein Ziel. Der Sägmüller betrieb den Holzhandel im Großen, das konnte man an dem Holzplazse sehen; denn für ungezählte Tausende waren dort geschälte und ungeschälte Lannensstämmе, gesägte Balken zum Hausbau und geschnittene Bretter für Böden und Schreinwerk aufgestapelt.

Als der Konrad wieder aus der Säge trat, da gab ihm Lenes Vater ein Stückchen talwärts das Geleite. Das Gesicht des jungen Klausenhofers strahlte. Am Sonntag wollte der Säger mit seiner Familie zur W'schau kommen; das war natürlich nur eine Formsache, die, weil sie eine tief eingewurzelte Volkssitte bildete, nicht umgangen werden sollte. Aber nötig wäre sie nicht gewesen, denn jedermann im ganzen Kirchspiel wußte, wie die Verhältnisse auf dem Klausenhofe lagen, daß man dort ein wohlgefülltes Haus, drei Ställe voll Vieh, nämlich 4 Paar Zugochsen, 8 Kühe, 1 Farren und 25 bis 30 Stück Aufzuchtvieh, dazu 2 Pferde und 2 Duzend Schweine antreffen würde, das Kleinvieh gar nicht zu erwähnen.

Am Ostermontag würde dann Verspruch gehalten werden, und Mitte Mai sollte Hochzeit sein, auf daß zu beginnender Feldarbeit gleich eine fürsorgliche Büre im Hause sein würde.

Mit solchen Gedanken beschäftigt kehrte der Konrad heim, und er ging auch an den zwei Bordsteinen der Steinhalde vorbei, ohne in seinen angenehmen Zukunftsplänen sonderlich gestört zu werden.

Wie es Ostern ward, da schwand allmählich die Schneedecke, und im Tale unten begannen die Wiesen grün zu werden. Die nach Süden gelegenen Hänge waren wie Teppiche blau, da zu Millionen die Veilchen blühten und die laue Aprilenluft mit ihren Düften erfüllten. Im Walde regte sich das Leben; denn die Welt der gesiederten Säger tat sich auf, von der gelbschnäbeligen Amsel mit ihrem sonoren Raß bis hinauf zu des Zaunkönigs dünnem Diskant. Und dann kam der Mai mit seinen Blüten und seiner Lust.

Da ward Hochzeit gehalten. Hei! Wie ging's da zu! Schon in der Kirche merkte man was besonderes. Der Kirchenchor, dessen festeste Stütze die Lene gewesen, trug zwei

passende Lieder vor, und die Singmädchen hatten die Kirche mit grünen Lannengewinden geschmückt, auch Blütenblätter in den Gang gestreut.

Aber erst bei der weltlichen Feier! Das Wirtshaus war mit Kränzen verziert, und eine Allee von eingesteckten, mit bunten Papierrosen versehenen Lannensämlingen führte von der Straße weg zum Eingange des Hauses. Das ganze Dorf beteiligte sich an dem Feste, morgens in aller Frühe schon die Schuljugend. Ihr wurde süßer Kaffee verabreicht und Kuchen, der mit Zwetschgenuß dick bestrichen war, eine Spende, die man in der Gegend „Hosissuppe“ (Hochzeitsuppe) heißt. Und als dann die Musik — eine Geige, Trompete, ein Waldhorn, zwei Klarinetten und der Brummbaß — ihre heimischen Weisen erschallen ließ, da begann eine schier ausgelassene Fröhlichkeit. An Speisen und Getränken wurden aufgetragen, daß fast die Tische gebrochen sind. Das Brautpaar hatte es an diesem Tage nicht besonders gut. Jeden Ankommenden mußte es begrüßen, und wenn dann der Gast niedergelassen, den ersten Schoppen des gelbgrünen Marktgrästers getrunken und sich an einer rechten Portion Brotis (Gebratenes) ordentlich gelabt hatte, dann nahm er die wiedergefüllte Weinkaraffe und sein Glas und drängten sich durch die bunte Menge der Gäste, Bauersmannen und Weiberböcker in ihrer schmucken und kleidsamen Wäldlertracht und modischgekleideten Geschäftsleute aus dem zwei Stunden entfernten Städtchen, zum Hochzeitstische. Dort saß das zum Ehebunde geeinte Paar unter dem großen, holzgeschnittenen Kreuzstuhle, das an der Wand hing. Rechts von der Braut saß der Herr Pfarrer, ein würdiger Herr, neben dem Bräutigam hatte man dem Herrn Lehrer seinen Platz angewiesen. Nun folgten die näheren Verwandten der Braut und des Hochzeiter's. Und mit all diesen am Hochzeitstische sitzenden Personen mußte jeder einzelne Gast anstoßen und trinken. Zuerst stieß er mit den Brautleuten an mit den Worten: „Ich wills Euch bracht haben zum Eheglück und Haussegens!“ Was heißen soll: „Ich bringe Euch diesen Trunk dar zum Ausdruck meines Glückwunsches.“

Selten, daß jemand so vom Hochzeitstische wegfam, ehe seine Halbliterkaraffe leer war.

So ging's bei Musik und Gesang und Tanz bis spät in die Nacht hinein. Von den Gespielfinnen der Braut wurden ernste und heitere Szenen vorgeführt, und all die Insignien des Ehestandes, wie Kochlöffel, Kinderwäsche, auch ein gebackener Pantoffel, hingen an Schnüren über der großen Ehrenstafel. Ja, vor der Braut hatten ein paar Schelme einen zwei Hände hohen Storch aufgestellt, dessen Leib hohl und mit Schokoladenohnen angefüllt war.

Wollten die Gäste nach der Heimat aufbrechen, so durften sie das nicht unvermittelt tun, es wäre eine böse Beleidigung der Hochzeitmutter gewesen, würde ein Gast nicht vor dem Heimgange ins Elternhaus der Braut gekommen sein, um eine Tasse Kaffee zu trinken und die Aussteuer der Braut zu bewundern, die am nächsten Tage in das Haus des Hochzeitlers gebracht wurde.

Erst am dritten Tage nach der Eheschließung führte der Konrad sein junges Weib auf den Klausenhof, auf dem die Lene nunmehr Büre und Herrin sein sollte.

Das mußte der Reid zugeben: Die junge Frau paßte auf den Klausenhof. Sie war ein schaffiges, umsichtiges Weib, das noch mehr Ordnung und Sauberkeit auf den Hof brachte, als die alte Fine bisher dort schon gepflegt hatte, und der Konrad fühlte sich recht glücklich.

Zu Zeiten freilich, so der Bur in die große Wohnstube trat und in derselben gerade niemand anwesend war, mied er doch mit leisem Erschrecken die Mitte des Raumes, als ob dort ein Hindernis sei. Er versuchte zwar allemal über die Torheit seiner Erinnerung zu lächeln, aber den ganzen Tag war er dann doch niedergedrückt und misgelaunt, so daß sich die Lene oft darüber aufhielt und ihn mit Fragen über die Ursache bestürmte. Sonst aber war's eitel Glück auf dem Klausenhofe droben. — Und im nächsten Frühjahr, so gegen Josephstag, da spannte der Konrad seine runden Füchse an den Schlitten und fuhr fröhlichen Mutes nach dem Dorfe hinunter; er pffif einen der Kändler, den die Musikanten auf seiner Hochzeit spielten, und er pffif auch lustig darauf los, wie sein Gespann an den zwei Bordsteinen vorbeisaupte. Heisa, ihr Kofse, flinker noch! Es will ein weiteres Stück Einkehr halten auf dem Klausenhofe.

Wie der Konrad nach kaum einer Stunde heimwärts fuhr, da saß eine ältere Frau neben ihm in dem Schlitten, und sie hielt ein schwarzes Ledertäschchen in den Händen. Der Konrad schmunzelte still vor sich hin und trieb seine Pferde durch lautes Schnalzen zu noch größerer Eile an.

Aber wie dann einige Stunden vorüber waren und die Nacht hereinbrach, da saß der Konrad mit hängendem Kopfe am Bette seiner Lene, und die fremde Frau machte ein ernstes Gesicht, in das der Klausenhofbur von Zeit zu Zeit forschend aufblickte. Jedoch die Furchen auf der Stirn der kundigen Helferin wurden immer tiefer, und schließlich sagte sie mitten in der Nacht: „Klausenhofser, jetzt kann ich dir nit helfen, jetzt mußt den Doktor holen!“ Und Konrad erhob sich; in einer Viertelstunde hörte man das Schellengeklingel des Gespanns sich immer mehr vom Hofe entfernen.

Aber wie dann der Arzt auf dem Hofe war, wurde die Stimmung nicht zuversichtlicher. Die Dienstdöcker schlichen auf den Zehen im Hause umher. Zwar wurde am Mittag des folgenden Tages ein Knäblein geboren, das lebte, jedoch den erwarteten Schrei als erstes Zeichen des Lebens gab es nicht von sich, später konstatierte der Doktor, es müsse taubstumm sein. Auf diese Erkenntnis hin ging der Konrad hinaus. Er hob den Kopf zum Himmel und betete: „O gerechter Gott! Ich fühl' deinen strafenden Arm. Aber laß ab jetzt, es ist genug, ich bin gestraft schon zu sehr für meine schnelle Lat in jener Nacht. O Herr, erhalte mir mein Weib!“

Ja, mit der jungen Mutter stand es schlimm; vier Tage rang sie mit dem Tode, dann blieb der unerbittliche Lebensbezwinger Sieger über das junge Blut, und in der zweiten der vorderen Stuben lag eine Leiche. Das Kind aber lebte.

Als man die Klausenhofbüre begrub, war ein kalter Frühlingstag. Der Wind pffif eisig vom Stockwald herüber, und trotz der kaldergemäßen Lenzeszeit klapperten die Verwandten frierend mit den Zähnen, als sie den weiten Weg ins Dorf hinab hinter dem Sarge herschritten, den die beiden Füchse auf einem ungefügigen Holzschlitten langsam zu Tal zogen.

Konrad Bachegger hätte gern davon abgesehen, ein Leichencissen zu veranstalten;

doch waren viele Verwandte von entfernt gelegenen Höfen und Dörfern zur Beerdigung gekommen, und es ließ sich nicht wohl machen, sie ohne eine gemeinschaftliche Mahlzeit wieder fortzulassen. Aber nachdem die Suppe gegessen war, ging der Bachegger in die Schenke, besprach sich mit dem Wirte und schlich durch die hintere Türe hinaus, fort, der Heimstätte zu.

Bei den zwei Bordsteinen an der Steinhälfte blieb er stehen. Langsam trat er an den freien Raum zwischen den Steinen heran, der kaum anderthalb Meter breit war. Auf Anordnung der Staatsbehörde hatte die Gemeindeverwaltung eine Eisenstange dort anbringen lassen.

Konrad schlug mit der Faust auf die Stange und murmelte ingrimmig: „Wärst du damals schon dagewesen, so hätt's nit vorkommen können! Ob dann meine Lene noch lebentät? Ob dann mein Kind recht wär'? Fast glaub' ich's, daß mir das alles unser Herrgott schickt. O daß ich das nit recht überlegt hab' an jenem Abend. Ich weiß, nach einer Minut' schon hätt' ich's wieder anders gemacht, wenn's nur gradgangen wär! Und wie oft ist mir's dann gewesen, ich sollt hingehen zum Gericht und sollt es ihnen sagen. Und jetzt wieder! Soll ich's jetzt tun! Wird's ein Ruh geben, vor alles sein Sühn' hat? Mein Kind, wenn's am Leben bleibt und nit hören, nit reden kann, muß es mich nit immer erinnern: Was dem Peter tan hast, Vater, das ist schuld, daß ich so bin. Aber sagen tu ich's doch nit! 's ist wegen der Verwandtschaft. Wenn ich noch mehr Unglück hab', ich will es tragen, aber allein, wie ich's auch allein verschuldet hab'. Und drum werde ich nit mehr heiraten, und daß ich allein bleib und den Duben allein aufzieh, das soll mein Buß sein. Hörst du's da drunten, Peter?“

Mit glasigen Augen sah er in die Tiefe hinab, lange, lange, bis das Geläute eines nahenden Langholzgefährtes ihn aus seinen Träumen riß, und dann ging er heim zu seinem Kinde.

Wenn Verwandte und Bekannte auf den Hof kamen, um den Niedergebeugten zu trösten, da brachten sie die Rede natürlich auch auf die Zukunft und meinten, wenn das Trauerjahr herum wäre, müßte der Konrad eben wieder heiraten, es wären

manche im Kirchspiel, die darauf warten, als Büre auf den Klausenhof geholt zu werden. Der Bachegger aber schüttelte nur den Kopf und versicherte, er werde nie wieder heiraten.

Diesem Vorsatz schien der junge Hofbauer auch treu bleiben zu wollen, denn es vergingen zwei, drei Jahre, ohne daß sich da auf dem Klausenhofe irgend etwas Besonderes ereignete.

Da starb die alte FINE, die als Obermagd nach Recht und Gewissen dem Konrad gedient hatte, und dieser mußte um Ersatz besorgt sein. Da meldete sich eine Wittfrau, die im jenseitigen Tale, wo viel Industrie ist, eine Bierwirtschaft gehabt hatte, aber auf keinen grünen Zweig gekommen war. Sie trat mit doppeltem Lohn und vermehrten Rechten an die Stelle der alten FINE und führte mit den anderen Dienstoffoten ein strenges Regiment. Die hatte eine Tochter, ein junges loses Ding von 20 Jahren, von hübscher Figur, ein feingeschnittenes blaßes Gesicht, umrahmt von schwarzen Haaren. Die kam einmal zu Besuch, und da schien es ihr auf der luftigen Höhe so gut zu gefallen, daß sie gar nicht mehr fort wollte.



Und das wurde dem Konrad zum Verhängnis.

Bald tuschelten sich Knechte und Mägde allerlei ins Ohr, und noch war ein Vierteljahrlein nicht um, da hieß es schon, die zwei machen nächstens Hochzeit zusammen. Darob

bei den Verwandten Entrüstung und drunten in Dorfe allgemeines Kopffschütteln. Der Säger drohte, den Wachegger nie mehr ins Haus zu lassen, aber es half alles nichts, die Hochzeit ward bald in aller Stille abgehalten.

Es war heiße Sommerszeit.

Der Klausenhofbur fuhr mit seiner jungen Frau von daheim weg. Sie wollten zum Notar im Städtchen, wo der Ehevertrag unterzeichnet werden sollte. Fast die Hälfte seines Besitzes beabsichtigte der Wachegger seiner Frau zuschreiben zu lassen.

Sie waren noch nicht weit vom Hofe. Da fiel ein aufgeschuchter Hornissenschwarm über die Pferde her. Von den Stichen wurden die Rosse scheu und jagten wie rasend auf dem windungsreichen Sträßchen dahin. Das leichte Wägelchen warf der jagende Lauf wie ein Spielball hin und her. Konrad hatte sich erhoben, um zum Anhalten mehr Gewalt zu haben. Da rissen plötzlich die Zügel, und nun noch toller galoppierten die Tiere dahin.

Jetzt die Wegbiegung und da die Steinhälfte!

Die ungezügelten Rosse nahmen den Bogen zu kurz, das Gefährt wurde an einen der Bordsteine geworfen, und durch den Anprall schleuderte es den Wachegger über die eiserne Schutzstange hinaus in die Tiefe. Kein laut entrang sich ihm im Todessturze.

Das Wägelchen ward umgeworfen von den rasenden Tieren, und die junge Wacheggerin blieb ziemlich heil auf der Straße liegen. Eine Viertelstunde talabwärts hielten endlich die beiden Gäule von selber an. Ein Knecht vom Klausenhofe, der mit vier Ochsen eine Holzfuhr nach der nächsten Bahnstation geschafft hatte, brachte die noch zitternden Tiere zurück. Er fand die junge Bäre und nach kurzem Suchen auch seinen Herrn. Konrad Wachegger lag als Leiche drunten. Sein Genick war gebrochen.

Man trug ihn eine Stunde später von derselben Stelle, von der man einst den Klausenhofpeter genommen hatte.

Ende.



In welchem Monat bist du geboren?

Wer im Januar geboren,
Der zählt selten zu den Loren.

Kommt ein Kind im Februar,
Wird's ein Schelm, das ist doch klar.

Meistenteils sind Märzkenner
Unglücksel'ge Schmerzenskinder.

Doch wer eintrifft im April,
Der weiß selten, was er will.

Kommt ein Kind im Monat Mai,
Neigt's zu süßer Ländelei.

Leift ein Kind im Juni ein,
Wird sein Herz voll Sonne sein

Julikinder sollen selten
Etwas leisten oder gelten.

Und wer im August sich zeigt,
Inseheim zur Schwermut neigt.

Der September will besagen,
Schmerz und Freude sollst du tragen.

Aber die Oktoberkinder
Sind die stärksten Überwinder.

Der November läßt verraten:
Reich an Poesie und Laten!

Während der Dezember spricht:
Vieles glückt dir, alles nicht! —

